

Leseprobe aus:

Ma Jian

Peking-Koma



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Durch das Loch, das an der Stelle des umbauten Balkons klafft, siehst du, wie die niedergewalzte Robinie langsam wieder zu wachsen beginnt. Ein deutliches Zeichen dafür, dass du von nun an dein Leben ernst nehmen musst.

Du greifst nach einem Kissen und stopfst es dir unter die Schultern, sodass dein Kopf höher liegt, das Blut in deinem Gehirn wieder hinunter ins Herz strömen kann und deine Gedanken sich klären. Früher hat deine Mutter dich manchmal so aufgerichtet.

Ein silbriger Morgen birgt immer neue Vorsätze. Aber heute ist der erste Tag des neuen Jahrtausends, und die Morgendämmerung ist so voll davon wie nie.

Obwohl die Winterfröste noch nicht eingesetzt haben, fühlt sich die Luft, die sanft über dein Gesicht streicht, sehr kalt an.

Uringeruch hängt noch im Zimmer. Er kommt aus deinen Poren, wenn das Sonnenlicht auf die Haut fällt.

Du blickst nach draußen. Die Morgenluft steigt nicht wie gestern vom Boden auf. Nein, sie fällt vom Himmel herab auf die Baumwipfel, sickert langsam durch die Blätter, streift den blutbefleckten Brief, der in den Ästen hängengeblieben ist, und nimmt im Fallen Feuchtigkeit auf.

Bevor der Spatz kam, hattest du den Gedanken ans Fliegen fast aufgegeben. Dann, im letzten Winter, flog er hoch durch den Himmel und landete vor dir, oder genauer gesagt, auf der Fensterbank im umbauten Balkon vor deinem Zimmer. Du wusstest, dass die Scheiben mit toten Ameisen und Staub verdreckt waren und säuerlich rochen, so wie die Vorhänge auch. Doch das kümmerte den Spatz nicht. Er sprang in den umbauten Balkon herein, plusterte

seine Federn und erfüllte die Luft mit dem süßlichen Geruch von Baumrinde. Dann kam er in dein Zimmer geflogen, landete auf deiner Brust und blieb dort sitzen wie ein kaltes Ei.

Dein Blut wird wärmer. Die Muskeln in deinen Augenhöhlen zucken. Bald werden sich deine Augen mit Tränen füllen. Speichel rinnt in deinen weichen Gaumen hinten im Mund. Ein Reflex wird ausgelöst, und das Gaumensegel hebt sich, verschließt den Nasengang und lässt den Speichel in den Rachenraum rinnen. Die Muskeln der Speiseröhre, die so lange geschlummert haben, ziehen sich zusammen und befördern den Speichel in deinen Magen. Ein bioelektrisches Signal springt wie ein Lichtfunke von den Neuronen in der motorischen Rinde das Rückenmark hinunter zu einer Muskelfaser in deiner Fingerspitze.

Jetzt brauchst du dich nicht mehr auf deine Erinnerungen zu verlassen, um den Tag zu überstehen. Dies ist nicht das kurze Aufflackern von Leben vor dem Tod. Es ist ein neuer Anfang.

Maaah, maaah ...»

Der erstickte Schrei eines Babys durchschneidet die miefige Luft. Ein nackter Winzling ist es wohl, der auf kaltem Betonboden zittert ... Das bin ich. Ich bin zwischen den Beinen meiner Mutter hervorgeglitten, weshalb mein Kopf vor Schmerz zerbricht. Meine Hand patscht in die Blutlache, die mich umgibt ... Meine Mutter hat mir oft erzählt, dass sie gezwungen wurde, bei der Geburt ein Hemd zu tragen, auf dem die Wörter FRAU EINES RECHTSABWEICHLERS aufgestickt waren. Der diensthabende Arzt hatte es nicht gewagt, bei der Entbindung dieses «Sohns eines kapitalistischen Hundes» seine Hilfe anzubieten. Zum Glück verlor meine Mutter, nachdem die Fruchtwasserblase geplatzt war, das Bewusstsein, sodass sie keine Schmerzen spürte, als ich mich aus ihr heraus auf den Krankenhausfußboden presste.

Und jetzt, so viele Jahre später, liege ich ebenfalls bewusstlos in einem Krankenhaus. Nur das gelegentliche Knacken von Glas,

wenn die Injektionsampullen aufgebrochen werden, sagt mir, dass ich noch lebe.

Ja, das bin ich. Der älteste Sohn meiner Mutter. Die Augen eines vergrabenen Frosches blitzen durch meinen Kopf. Er lebt noch. Ich selbst hatte ihn in einem Glas gefangen und in der Erde vergraben ... Der dunkle Korridor draußen ist sehr lang. An seinem Ende liegt der Operationssaal, in dem die Verwundeten wie Haufen von Fleisch behandelt werden ... Und das Mädchen, das ich jetzt sehe – wie heißt sie noch? A-Mei. Sie kommt auf mich zu, als eine weiße Silhouette. Sie hat keinen Geruch. Ihre Lippen zittern.

Ich liege in einem Krankenhausbett, wie mein Vater, bevor er starb. Ich bin Dai Wei – aus seinem Samen entstanden. Kommt langsam die Erinnerung zurück? Dann muss ich lebendig sein. Oder vielleicht schwinde ich und husche ein letztes Mal durch die Ruinen meiner Vergangenheit. Nein, ich bin nicht tot. Ich höre Geräusche. Der Tod ist leise.

«Er tut nur so, als wäre er tot ...», murmelt meine Mutter zu jemandem. «Ich kann diesen Pak Choi nicht essen, er ist voller Sand.»

Sie spricht über mich. Ich höre etwas nah an meinem Ohr. Grummeln in einem Dickdarm.

Wo ist mein Mund? Mein Gesicht? Vor meinen Augen sehe ich einen gelben Schimmer, aber riechen kann ich noch nichts. Ich höre irgendwo in der Ferne ein Baby weinen und wie gelegentlich eine Thermoskanne mit heißem Wasser gefüllt wird.

Das gelbe Licht zersplittert. Vielleicht ist soeben ein Vogel am Himmel vorbeigeflogen. Ich habe das Gefühl, aus einem langen Schlaf zu erwachen. Alles klingt neu und unvertraut.

Was ist mit mir geschehen? Ich sehe mich und Tian Yi, wir rennen Hand in Hand um unser Leben. Ist das eine Erinnerung? Ist es wirklich geschehen? Panzer kommen auf uns zugerollt. Überall brennt es, Schreie um uns her ...

Und jetzt? Bin ich ohnmächtig geworden, als die Panzer auf mich zurollten? Ist es immer noch derselbe Tag?

Als mein Vater im Krankenhaus lag und auf den Tod wartete, war der Gestank von schmutzigen Betttüchern und verrottenden Apfelsinenschalen manchmal so stark, dass er den durchdringenden Metallgeruch der rostigen Bettgestelle überlagerte. Wenn der Abendhimmel das Fenster füllte, verschmolzen die schmutzigen Vorhänge mit dem goldenen Sonnenlicht, und das Zimmer wurde durchscheinender, und so war es mir möglich zu spüren, dass mein Vater noch lebte ... An diesem letzten Nachmittag wagte ich nicht, ihn anzusehen. Ich wandte mich stattdessen zum Fenster um und starrte auf den roten Spruch **HISST DIE GLORREICHE ROTE FLAGGE DES MARXISMUS UND FÜHRT DEN KAMPF MUTIG FORT**, der vom Krankenhausdach hinter uns hing, und auf den schmalen Streifen Himmel darüber ...

In den letzten Tagen seines Lebens sprach mein Vater von den drei Jahren, die er als Musikstudent in Amerika verbracht hatte. Er erzählte von einem Mädchen aus Kalifornien, das er dort kennengelernt hatte. Sie hieß Flora, was Blume auf Lateinisch heißt. Er sagte, wenn sie Geige spielte, senkte sie den Blick, und er konnte ihre langen Wimpern sehen. Sie hatte versprochen, ihn nach dem College in Peking zu besuchen. Aber als sie ihr Examen machte, war China ein kommunistischer Staat geworden, und Ausländer durften nicht mehr ins Land.

Ich erinnere mich an das schwarze, wuchernde Muttermal neben seinem Mund. Wenn er im Krankenhaus mit uns sprach, strich er über das baumwollene Laken und über den Katheter darunter, der in seinen Unterbauch eingeführt war.

«Genau genommen ist er eine lebende Leiche», sagt eine Krankenschwester, die rechts von mir steht. «Aber wenigstens läuft die Infusion noch in seine Venen. Das ist ein gutes Zeichen.» Es klingt, als spreche sie durch einen Mundschutz und reiße gerade ein Stück Verbandsmull entzwei. Die Geräusche vibrieren durch

mich hindurch, und einen Augenblick lang habe ich ein vages Gefühl von der Größe und dem Gewicht meines Körpers.

Wenn ich eine lebende Leiche bin, dann muss ich eine Weile bewusstlos hier gelegen haben. Heißt das, ich wache jetzt auf?

Wieder rückt mein Vater ins Bild. Sein Gesicht ist verschwommen, als würde ich ihn durch Maschendraht sehen. Auch mein Vater hing am Tropf, als er seinen letzten Atemzug tat. Wie eine Fensterscheibe reflektierte sein linker Augapfel das Dach des Krankenhausgebäudes und dahinter ein Stück Himmel und ein paar Zweige. Müsste ich jetzt sterben, würden meine geschlossenen Augen nichts widerspiegeln.

Vielleicht habe ich nur noch wenige Minuten zu leben, und dies ist lediglich eine kurze Wiederbelebung des Bewusstseins vor dem Tod.

«Ach! Wahrscheinlich verschwende ich nur meine Zeit. Er wacht nie mehr auf.» Die Stimme meiner Mutter klingt ganz nah und gleichzeitig weit entfernt. Sie schwebt durch die Luft. Vielleicht hat mein Vater Geräusche auf diese Weise wahrgenommen, kurz bevor er starb.

In seinen letzten Momenten wirkten die Sauerstoffmaske auf seinem Gesicht und der durch die Nase eingeführte Plastikschlauch überflüssig. Hätten die Krankenschwestern nicht regelmäßig den Schleim aus seinem Rachen entfernt oder ihm durch einen Plastikschlauch Milch eingeflößt, wäre er viele Wochen früher auf dem Metallbett gestorben. Kurz bevor er starb, spürte ich, wie seine Blicke sich auf mich richteten. Ich zerrte meinen Bruder am Hemd. Die Kuchenkrümel in seiner Hand fielen aufs Bettlaken. Mein Bruder wollte zu meinem Vater ins Bett klettern. Der Schlüssel, der an einem Band um seinen Hals hing, schepperte gegen das Metall. Ich zerrte so heftig am Riemen seiner Ledertasche, dass er riss.

«Runter da!», herrschte meine Mutter ihn mit vor Zorn geröteten Augen an. Mein Bruder brach in Tränen aus. Ich sagte nichts.

Eine Sekunde später sank mein Vater in den Käfig der ihn umgebenden medizinischen Ausrüstung und ging in meine Erinnerung ein. Leben und Tod waren in seinem Körper in eins gefallen. Es hatte alles sehr einfach ausgesehen.

«Es ist vorbei», sagte die Krankenschwester, nahm aber den Mundschutz nicht ab. Mit der Schuhspitze stieß sie die runtergeworfenen Stäbchen und Wattebäusche, mit denen sie seinen Schleim entfernt hatte, zur Seite und sagte, meine Mutter solle zur Anmeldung gehen und die nötigen Formalitäten erledigen. Wäre die Leiche meines Vaters nicht vor Mitternacht in die Leichenhalle gebracht, würde man meiner Mutter eine weitere Nacht für das Krankenzimmer berechnen. Direktor Guo, Leiter der Personalabteilung der Operngesellschaft, zu der meine Eltern gehörten, riet meiner Mutter, die postume politische Rehabilitierung meines Vaters zu beantragen, weil, so erklärte er, die Entschädigungssumme bei der Begleichung der Krankenhauskosten helfen könne.

Mein Vater hörte auf zu atmen und wurde eine Leiche. Sein Körper lag auf dem Bett, so groß wie zuvor. Ich stand neben ihm, seine Uhr an meinem Handgelenk.

Nach der Einäscherung stand meine Mutter an der Bushaltestelle, die Schachtel mit der Asche im Arm, und sagte: «Der letzte Wunsch eures Vaters war es, dass seine Asche in Amerika beigesetzt werde. Dieser Rechtsabweichler! Noch im Angesicht des Todes hat er sich geweigert, Reue zu zeigen.» Als der Bus kam, rief sie aus: «Wenigstens müssen wir jetzt nicht mehr fortwährend in Angst leben.»

Sie stellte die Schachtel mit der Asche unter ihr Eisenbett. Oft zog ich sie, bevor ich schlafen ging, hervor und sah hinein. Je größer meine Angst vor seiner Asche wurde, desto begieriger war ich, sie mir anzusehen. Meine Mutter sagte, sollten je Freunde von ihr China verlassen, würde sie ihnen die Schachtel mitgeben und sie bitten, die Asche meines Vaters im Ausland beizusetzen, damit sein Geist in einen fremden Himmel aufsteigen könne.

«Du musst ins Ausland gehen und dort studieren, mein Sohn», hatte mein Vater oft zu mir gesagt, als er im Krankenhaus lag.

Ich bin also noch lebendig ... Zwar liege ich im Krankenhaus, aber immerhin bin ich nicht tot. Ich bin nur lebendig in meinem Körper begraben ... Ich erinnere mich an den Tag, als ich den Frosch fing. Unsere Lehrerin hatte gesagt, wir sollten einen Frosch fangen, damit wir später seinen Knochenbau studieren konnten. Nachdem ich einen gefangen hatte, steckte ich ihn in ein Glas und machte Löcher in den Deckel, dann vergrub ich das Glas in der Erde. Unsere Lehrerin sagte, dass Würmer und Ameisen in das Glas krabbeln und innerhalb eines Monats alles Fleisch von dem Frosch abnagen würden, sodass die sauberen Knochen zurückblieben. Ich kaufte ein Fläschchen Reinigungsalkohol, damit ich alle Reste von den Knochen abreiben konnte. Aber bevor der Monat um war, hatte die Familie im Erdgeschoss unseres Hauses eine Küche über dem Loch gebaut, in dem ich den Frosch vergraben hatte.

Der Frosch muss vor Jahren zum Skelett geworden sein. Und während seine Knochen in dem Glas eingeschlossen sind, bin ich in meinem Körper begraben und warte darauf zu sterben.

Ein Teil deines Gehirns lebt noch. Du wanderst in dem Raum zwischen deinem Fleisch und deiner Erinnerung hin und her.

Ich blicke in mich hinein und erkenne schwach eine Szene. Es ist der Sommerabend im Jahr 1980, als mein Vater, den Kopf kahlgeschoren, nach zweiundzwanzig Jahren Internierung in Reform-durch-Arbeit-Lagern endlich nach Hause kam. Er betrat unser Zimmer im Wohnblock der Operngesellschaft und warf seinen staubigen Koffer in die Ecke, als wäre er ein Beutel Müll.

Meine Mutter war nicht zum Bahnhof gegangen, obwohl sie fast sicher wusste, mit welchem Zug er ankommen würde.

Sie nahm seine Sachen, den Hut, den Gürtel, die Schuhe mit den Gummisohlen, die mein Vater auszog, bevor er am Abend

einschloß, und warf sie, zusammen mit seinem Blechbecher, seinem Handtuch und seiner Zahnbürste, in den Müll. Sie wollte auch das Tagebuch wegwerfen, das er in Zeitungspapier gewickelt hatte, aber mein Vater riss es ihr aus der Hand. Er sagte, er brauche es für die Memoiren, die er schreiben wolle.

Mein Vater mußte meiner Mutter versprechen, dass das Tagebuch nicht die geringste Kritik an der Kommunistischen Partei oder am sozialistischen System enthielt. Nachdem er sie beruhigt hatte, war sie bereit, es in der Holzkiste unter ihrem Bett zu verstecken.

Den ganzen nächsten Tag putzte und schrubbte meine Mutter das Zimmer und versuchte, den Modergeruch, den mein Vater mitgebracht hatte, wegzukriegen.

Das Festessen an dem Abend war ein glückliches Ereignis. Mein Bruder und ich bekamen jeder ein Glas Reiswein. Meine Mutter kletterte auf einen Hocker und ersetzte die trübe Glühbirne durch eine 40-Watt-Birne. Es war so hell, dass man das Spinnennetz in der Zimmerecke sehen konnte.

Meine Mutter hatte sich die Haare mit einer Lockenschere gewellt. Sie sagte zu meinem Bruder, er solle seine Hausaufgaben wegräumen. Nachdem er das getan hatte, sah der Tisch viel größer aus. Zu viert setzten wir uns um eine dampfende Schüssel mit geschmorten Schweinspfoten. Außerdem gab es einen Teller mit gerösteten Erdnüssen und eine Schüssel mit Gurken-Nudel-Salat, den ich auf dem Markt gekauft hatte.

Damals hasste ich meinen Vater, weil sein politischer Status so viel Unglück über uns gebracht hatte. Seinetwegen wurde ich in der Schule ausgeschlossen und gequält. Als mein Bruder und ich einmal mittags in der Schulkantine waren, schlugen zwei ältere Kinder mir den Teller mit gebratenem Hühnchen, den ich gerade gekauft hatte, aus der Hand und riefen: «Du Hund bist der Sohn von einem Mitglied der Fünf Schwarzen Kategorien. Wie kannst du glauben, du darfst Fleisch essen?» Dann schlugen sie mir ein

paarmal ins Gesicht, genau vor meiner Freundin Lulu, die in unserem Wohnblock im Erdgeschoss wohnte.

Mein Vater hob sein Glas zu einem Trinkspruch auf meine Mutter und sagte: «Mögest du ewig jung und schön bleiben.»

«Hast du deine Lektion immer noch nicht gelernt, du Rechtsabweichler?», fuhr meine Mutter ihn an. «Was denkst du dir dabei, mir mit diesen bourgeoisen Phrasen zu kommen?»

Er saß auf einem Kissen am Bettende. Wenn er die Brille abnahm, waren seine Augen viel größer. Sein Gesicht, das aussah wie eine verkrumpte Papiertüte, leuchtete vor Glück.

Seine Gefangenschaft in den Reform-durch-Arbeit-Lagern hatte uns das Leben schwergemacht. Mein Vater hatte einen Schatten auf unsere Familie geworfen und uns mit den dunklen und hässlichen Seiten des Lebens in Verbindung gebracht: mit dem Land, mit Flöhen, mit konterrevolutionären Kriminellen. Aber an jenem Sommerabend schien es, als wäre all unser Unglück nun vorbei. Ich schämte mich seiner rauhen, ungepflegten Erscheinung nicht mehr. Ich wusste, bald hätte ich wieder einen Vater mit vollem Kopfhair.

Er trank einen Schluck Reiswein, musterte mich mit einer Neugier, die ich bei ihm noch nicht kannte, und sagte: «Wie kommt es, dass du plötzlich so erwachsen geworden bist?»

Anscheinend hatte er vergessen, dass ich ihm 1976, bei seinem Besuch kurz nach dem Erdbeben, schon bis zu den Schultern erreicht hatte.

Er fragte mich, was ich mit meinem Leben vorhätte. In seinen Briefen hatte er geschrieben, ich solle der Volksbefreiungsarmee beitreten, deshalb sagte ich jetzt, das wolle ich tun.

Er schüttelte den Kopf und sagte: «Nein, das habe ich doch nur geschrieben, damit mein Brief an der Zensur der Lagerleitung vorbeikam. Du musst Englisch lernen und an der Universität Naturwissenschaften studieren. Halte dich von den anderen fern. Und falls sich die Gelegenheit ergibt, geh ins Ausland, werde

ein Weltbürger. Wusstest du, dass die Briten wann immer sie wollen nach Amerika fliegen dürfen? Und dass die Deutschen ungehindert durch die Straßen von Paris gehen können? Wenn du erst Weltbürger bist, kannst du überall in der Welt herumreisen.»

«Du sollst deine Söhne nicht mit diesen liberalen Ideen vergiften, Dai Changjie», sagte meine Mutter. «Alle Aktivisten, die letztes Jahr zur Mauer-der-Demokratie-Bewegung gehört haben, sitzen jetzt im Gefängnis.» Dann warf sie einen Blick zu meinem Bruder hinüber und sagte: «So hält man die Stäbchen nicht, Dai Ru! Guck mal, man legt den Finger darüber. So!» Sie nahm mit ihren Stäbchen eine Erdnuss und führte sie zum Mund.

«Hättest du damals den Wecker nicht falsch gestellt, wärest du jetzt in Amerika», gab mein Vater zurück. Mit einem Blick auf mich erläuterte er: «Der Vater deiner Mutter hatte ihr eine Überfahrt nach New York besorgt, aber sie hat das Schiff um eine halbe Stunde verpasst. Wäre sie pünktlich gewesen, wäre sie jetzt eine Überseechinesin.»

«Du hast es nach Amerika geschafft, aber du bist trotzdem zurückgekommen, oder?» An ihrer Unterlippe hing ein Erdnusskrümel. Sie teilte die beiden Schweinspfoten mit ihren Stäbchen in vier ungleiche Teile. Das größte Stück gab sie meinem Vater, und von meinem Stück riss sie die Klaue ab und lutschte sie selbst.

«Das war 1949. Die Kommunisten hatten China gerade befreit. Damals kamen alle Chinesen zurück. Außerdem war ich in Amerika nur ein niederes Orchestermitglied, aber hier konnte ich Erster Geiger an der Pekingoper werden ...»

«Dein Hochmut ist schuld an deinem Niedergang. Nach zwanzig Jahren in den Arbeitslagern schwärmst du immer noch von deiner Vergangenheit. Du hättest dich zu einem einfachen Arbeiter umwandeln sollen – einem, der sich mit seinem Los abfindet und seine Verantwortung als Vater ernst nimmt.»

Während meine Eltern in ihr Gespräch vertieft waren, aßen Dai Ru und ich den Teller mit den Erdnüssen leer.

Mein Vater nahm ein paar Knochenstücke aus dem Mund und legte sie mir und meinem Bruder zum Ablutschen hin. Zwischen den Knochensplintern entdeckte ich einen Zahn von ihm. Die meisten Zähne waren ihm schon ausgegangen.

Er nahm ihn mir aus der Hand, betrachtete ihn, rieb sich das Zahnfleisch und legte ihn dann auf den Tisch. «So viele Jahre habe ich darauf gewartet, nach Hause zu kommen, und jetzt, wo ich wieder hier bin, habe ich keine Zähne mehr.» Er sah meinen Bruder an und fragte: «In welchem Schuljahr bist du?»

«Im dritten. Mein Lehrer sagt, du bist ein bourgeoiser Rechtsabweichler. Ich habe gesagt, du bist ein Gefangener im Arbeitslager. Was hast du genau für einen Beruf, Papa?»

Mein Vater sagte mit hochgezogenen Augenbrauen: «Die Partei hat mich als Rechtsabweichler abgestempelt. Es blieb mir nichts übrig, als das zu akzeptieren. Aber keine Angst, ich Sorge dafür, dass du in Harvard einen Studienplatz bekommst, mein Sohn. Im Winter liegt der Campus unter einem Meter Schnee. Eichhörnchen springen darauf herum. Die Stühle in den Klassenräumen haben gefederte Sitze. Wenn du dich auf einen setzt, willst du nie wieder aufstehen ... Stimmt es, dass die Menschen wieder Sofas in ihren Wohnungen haben dürfen?»

«Ach! Ich hasse Schnee», sagte ich. «Da kriege ich immer so kalte Füße.»

«Stöhn nicht so, Dai Wei, du machst dich für den Rest deines Lebens unglücklich.» Das sagte meine Mutter jedes Mal zu mir und meinem Bruder, wenn wir tief seufzten. Zu meinem Vater sagte sie: «Wenn du Beziehungen zu Fabrikmanagern hast, kannst du dir Sprungfedern und Stahlstangen besorgen, dann kaufst du auf dem Markt ein Stück Kunstleder und kannst zwei Sessel für unter fünfzig Yuan zusammenbasteln. Die meisten Sozialisten an der Pekingoper haben heute Sofas und Sessel ... Hol mal die Sojasauce von draußen, Dai Wei.» Meine Mutter nahm einen Fächer vom Tisch und schlug ihn auf.

«Sofa! Ich will ein amerikanisches Sofa», rief mein Bruder.

«Erst mal brauchen wir ein Wohnzimmer», sagte ich. «Die anderen in meiner Klasse haben Wohnzimmer mit Fernsehern und Waschmaschinen und Kühlschränken.»

«Wir haben nur dieses eiserne Bettgestell geerbt», sagte meine Mutter. «Nicht mal ein Kupferarmband habe ich bekommen. Sobald die Entschädigung ausgezahlt wird, kaufen wir einen Fernseher. Wenn euer Vater sich mit seinem Onkel in Amerika in Verbindung setzt, können wir das Geld in Devisen-Zertifikate umtauschen und im Freundschaftsladen ein japanisches Gerät kaufen. Setz dich gerade hin beim Essen, Dai Wei!»

«Siehst du, die Welt hat sich verändert», sagte mein Vater mit einem Lächeln. «Selbst du gibst jetzt zu, dass ausländische Waren besser sind.»

Auch ich hatte erkannt, dass es keine Schande mehr war, einen Verwandten im Ausland zu haben. Im Gegenteil, es war fast eine Auszeichnung.

«Ich unterstütze Deng Xiaopings Reformpolitik», sagte meine Mutter. «Ich bin nicht so verbohrte wie manche, die sich an die Vergangenheit klammern. Die Partei hat gelobt, bis zum Jahr 2000 den Lebensstandard in China so weit anzuheben, dass die Menschen ein Leben in bescheidenem Wohlstand führen können. Das gibt uns allen die Möglichkeit zu einem besseren Leben.» Meine Mutter sprach jetzt mit meinem Vater in einem freundlicheren Ton als am Abend zuvor.

«Ich habe heute zwei Fremde auf der Straße gesehen, Papa», sagte mein Bruder. «Sie hatten gelbe Augen.»

«Du bist ihnen hoffentlich nicht hinterhergegangen», sagte meine Mutter streng. «Das Nachbarschaftskomitee hat uns neu-lich zusammengerufen und gesagt, wenn wir Fremde auf der Straße sehen, sollen wir sie nicht anstarren.»

«Als ich aus der Schule kam, gingen sie an mir vorbei. Sie haben riesige Fußabdrücke gemacht.»

«Wenn auf den Straßen von Peking Fremde gehen, dauert es nicht mehr lange, bis Chinesen wieder ins Ausland reisen dürfen. Morgen schreibe ich an meinen Onkel in Amerika. Er hat zwei Apfelbäume in seinem Garten. Im Herbst fallen so viele Äpfel ins Gras, dass er die meisten liegen und verfaulen lässt.» Mein Vater nahm eine Gurkenscheibe, die meinem Bruder auf den Tisch gefallen war, und steckte sie sich in den Mund.

«Papa, ich habe immer noch kein Eichhörnchen gesehen.» Meinem Bruder fiel beim Essen dauernd etwas auf den Tisch. Meine Mutter haute ihm jedes Mal eine runter, aber das nützte nichts.

«Kaut nicht mit offenem Mund», sagte sie. «Ihr seid doch keine Hunde.» Mein Bruder und ich machten den Mund zu und kauten weiter.

«Mama, Dai Ru hat heute wieder mit Steinen nach den Tauben geworfen.» Mir war der Vorfall plötzlich wieder eingefallen. «Die alte Dame von unten ist ganz böse geworden. Am Ende ist sie rausgekommen und hat ihn weggezerrt.» Andauernd musste ich mich für das schlechte Benehmen meines Bruders entschuldigen.

«Irgendwann wirfst du noch bei jemandem das Fenster ein, wenn du so weitermachst, und dann musst du die Reparatur bezahlen.» Meine Mutter sah wieder zu meinem Vater hinüber. «Wenn Leute ins Ausland gehen, erlaubt die Regierung ihnen, drei in China hergestellte Produkte steuerfrei zu kaufen. Wenn man bloß zwei davon auf dem Schwarzmarkt verkauft, verdient man so viel, dass man ein Jahr lang davon leben kann.»

«Wir sollten alle ins Ausland gehen. Ich gebe Geigenunterricht, du Gesangsunterricht, und die Kinder gehen auf die Universität.»

«Glaubst du, du kannst noch Geige spielen, mit diesen Händen? Und außerdem singe ich jetzt nur noch im Chor. Wie soll ich da Ausländern Unterricht geben? Seit zwanzig Jahren singe ich bei Revolutionsopern mit. Ich habe meine ganze westliche Ausbildung vergessen.»